

Michael Bongardt

2.3. Mehr Schein als Sein?

Identitätsbildung und -darstellung in den digitalen sozialen Medien

Vorbemerkung

Wie es zum Gesamtprogramm des Bad Kissinger Symposions paßt, lege ich hier keine soziologisch, medientheoretisch oder gar empirisch gesicherte Untersuchung zu aktuellen Kommunikationsformen vor. Mein Text ist nicht mehr als die Zusammenfassung verschiedenster Beobachtungen, breiter Lektüren und nicht zuletzt zahlreicher Diskussionen mit Studierenden. Deren Welt wenigstens ansatzweise zu verstehen, ist mir ein wichtiges Anliegen. Daß ich das Beobachtete dabei reflexiv zu erfassen versuche, liegt mir in meinem philosophischen Blut. Ich verzichte im Text auf Fußnoten, füge dem Vortrag aber eine Liste der Texte an, die in ihrer disziplinären und inhaltlichen Breite das Fundament erkennen lassen, auf dem ich mit meinen Reflexionen stehe. Meine tastenden Gehversuche auf mir unvertrauten Wegen stellen sich gern dem Widerspruch und der Erweiterung.

Meine Beobachtungen und Reflexionen zu den sich rasant ändernden Kommunikationsformen unserer Zeit habe ich in drei Abschnitte unterteilt: Einer ersten Sichtung der für meine Fragestellung relevanten Phänomene (1) folgt eine theoretische Vergewisserung über den Kommunikations- und Identitätsbegriff (2). Der dritte Abschnitt bindet die ersten beiden zusammen, um zu prüfen, ob und inwieweit sich Identitätsbildungsprozesse mit den gängigen Kommunikationsformen ändern (3). Es folgt (4) der Versuch, Dietrich Böhler und die digitale Welt miteinander zu verbinden.

1. Der digitale Raum – grenzenlose Kommunikation

Als ich Anfang des Jahrtausends als Rheinländer nach Berlin zog, gab es einen unüberhörbaren Unterschied zwischen den Berliner und Kölner U-Bahnen: Wenn ich in den Berliner Bahnen mehrere Menschen miteinander reden hörte, konnte ich fast sicher sein, eine Gruppe von Touristen vor mir zu haben. Der Berliner, der aus dem Kindesalter hinausgewachsen war und nicht um Almosen bitten mußte, zeichnete sich durch striktes Schweigen aus, das dem Außenstehenden eher abweisend erschien. Wenn ich in Köln auch nur wenige Stationen mit der U-Bahn fuhr, war ich anschließend – wie alle in Hörweite – bestens informiert über die neuesten Heirats- und Scheidungspläne, Kinderkrankheiten und Alterssorgen, die die Mitfahrenden bewegten. Man »verzählte« – erzählte – halt gern, wem auch immer, was einen bewegte.

Heute gleichen sich die Lautstärke und die Haltungen der Fahrgäste des ÖPNV in beiden Städten weitgehend. Von den wenigen ausgelassen schwadronierenden Gruppen abgesehen, hört man wenig. Alle sitzen schweigend nebeneinander oder einander gegenüber, den starren Blick auf das Display des Smart- oder iPhones gerichtet. Meist sind die Ohren mit längst kabellosen Mini-Lautsprechern verstopft.

Es wäre zweifellos verfehlt, aus diesem und vergleichbaren Phänomenen zu schließen, unsere Zeit sei durch einen radikalen Kommunikationsabbruch gekennzeichnet. Unübersehbar ist aber die radikale Veränderung unserer Kommunikationsformen, die bis in die Wurzeln unserer sozialen Verbindungen reicht. Die digitale Datenübermittlung ermöglicht den Kontakt zu anderen Nutzern digitaler Medien, den Zugang zu Wissensbeständen und Informationen in einer nie gekannten Reichweite und Geschwindigkeit. Das »world wide web« – kaum zu glauben, daß es erst seit ziemlich genau dreißig Jahren existiert – ist heute überall in der bewohnten Welt erreichbar, eingeschränkt eher durch politische Zensur als durch technische Grenzen. Wer sich hier zurechtfinden will, benötigt die vielbeschworenen digitalen Kompetenzen. Sie beschränken sich nicht auf die Fähigkeit, die Möglichkeiten digitaler Kommunikation zu nutzen. Unverzichtbar ist auch die Kompetenz zu deren angemessener Nutzung. Diese schließt auch die Fähigkeit ein, darüber zu streiten, was denn als angemessen gelten soll und was nicht.

Unmöglich können all diese Probleme in meinem kurzen Beitrag behandelt oder gar gelöst werden. Unverzichtbar aber war es, sie zu

stellen. Denn sie bilden den Rahmen, den es im Blick zu halten gilt, wenn ich mich nun fokussiert der Frage widme, welche Auswirkungen die zunehmend digitale Kommunikation auf die Identitätsbildung und -darstellung von Menschen hat. Vorrangig im Blick sind dabei junge Menschen. Denn für sie ist nicht nur die Nutzung digitaler Medien selbstverständlich. Auch ist für Menschen dieser Altersgruppe die Frage besonders wichtig, wer sie sind, sein wollen und wie andere sie sehen sollen. Und noch enger fokussiere ich meinen Blick: Es geht mir um die Nutzung und Bedeutung sogenannter »digitaler sozialer Netzwerke« im Internet. Dabei handelt es sich um Formate, in denen Kommunikation in Echtzeit, Rückmeldefunktionen, Bewertungen, Gruppenbildungen u.ä. möglich sind. Allein die Zahl der weltweiten Nutzer und die Länge der im Internet verbrachten Zeit machen es höchst unwahrscheinlich, daß diese Kommunikation für die Identitätsbildung bedeutungslos und ohne Folgen ist.

2. Identität – ein umstrittener und unverzichtbarer Begriff

Bevor nach diesen Bedeutungen und Folgen der spezifischen digitalen Kommunikationsformen gesucht werden kann, gilt es jedoch den von mir hier vorausgesetzten Identitätsbegriff zu klären. Aktuell drängt der Identitätsbegriff wieder ins Zentrum politischer Auseinandersetzungen. Von den politisch konträren Anhängern der »identitären Bewegungen« bis zu den Vorkämpfern einer »Identitätspolitik« wird er als politischer Kampfbegriff verstanden: Die einen wollen ihre völkisch verstandene »Identität« durchsetzen, indem sie die ebenfalls völkisch definierten »Fremden« ausgrenzen, abwerten und im Extremfall zu vertreiben suchen; die anderen sehen ihr politisches Ziel in der Anerkennung und Wertschätzung der heterogenen Vielfalt von Individuen und Gruppen, die ihre je eigene Identität nach selbst wieder äußerst unterschiedlichen Kriterien definieren. Dabei können die Geschlechtszugehörigkeit oder religiöse wie nicht-religiöse Sinnentwürfe genauso der vorrangig identitätsbestimmende Faktor sein wie politische Ziele oder spezifische Lebens- und Ernährungsformen.

Diese Renaissance der Rede von Identität kann durchaus überraschen. War der Begriff in der jüngeren Vergangenheit wissenschaftlich wie lebensweltlich doch zunehmend kritisiert und als untauglich angesehen worden. Die Kritik richtete sich gegen den im Begriff »Identität« vermeintlich enthaltenen Essentialismus. Identität wurde

verstanden als das klar umgrenzte, im Kern unveränderlich starre Wesen einer Person, einer Gruppe, einer geschichtlichen Epoche etc. Gegen die so verstandene »Identität« wurde betont, daß das Selbst- und Fremdverständnis einer Person (oder sozialer Gruppen) stets eine konstruierte (Selbst-)Zuschreibung sei, die in stets fortlaufenden Kommunikationsprozessen nicht nur veränderbar, sondern faktisch einem ständigen Wandel unterworfen sei. Da sich in diesen Prozessen nicht zuletzt Zuordnungen zu anderen Personen und Gruppen bilden, sprachen die Sozial- und Geschichtswissenschaften immer häufiger statt von »Identität« von »Zugehörigkeit«. Dabei wurde stets betont, daß sich jeder Mensch in einer Mehrzahl, vielleicht sogar Vielzahl sozialer Zugehörigkeiten bewegt und versteht – und daß Zugehörigkeiten auch immer wieder aufgekündigt und neu gewählt werden können. Diese Debatte war wichtig, weil sie das in der Tat fragwürdige essentialistische Verständnis von »Identität« dekonstruierte. Ob der Begriff selbst notwendig mit einem solchen Verständnis verknüpft ist, kann schon im Blick auf frühere Definitionen von Identität bezweifelt werden. Die Wiederkehr des Begriffs mag ein weiteres Indiz für seine Aussagekraft sein. Doch wird nach der kurz skizzierten Debatte stets genau auf dessen jeweiliges Verständnis geachtet werden müssen – so ist der völkische Identitätsbegriff sicher essentialistischer konzipiert als die Identitätsdebatte in liberal-pluralistischen Diskursen.

Vor dem Hintergrund dieser Debatte seien kurz die meines Erachtens zentralen Aspekte menschlicher (individueller wie gruppenbezogener) Identität benannt. Grundlegende Voraussetzung der Identitätsbildung ist die eigentümliche Polarität, in der Menschen leben und derer sie sich auf verschlungenen Wegen bewußt werden: Ein Mensch ist immer Teil einer Ganzheit – sie mag als soziale Gruppe, als »die« Menschheit, als Welt aufgefaßt werden. Er ist ein Einzelner mit und unter vielen Einzelnen. Zugleich aber steht der Mensch immer auch dieser Ganzheit gegenüber, d.h. in einer ganz eigenen Weise außerhalb ihrer. Als solcher ist er ein Einziger, der die Gruppe, die Menschheit, die Welt beobachten, erkennen, erfassen kann. Die beiden Formen des Verhältnisses zur Welt sind reflexiv unterscheidbar, faktisch aber nicht trennbar: Als Einzelner bin ich ein Einziger, als Einziger ein Einzelner – so benennt Dieter Henrich diese Polarität.

Die genannte Spannung prägt das Leben des Menschen. Und jedes menschliche Leben ist – unter anderem, aber dieses Andere interessiert in unserem Zusammenhang wenig – ein Prozeß der

Bewußtwerdung. Jeder und jede Einzelne werden – als Teil verschiedenster Ganzheiten – ihrer selbst und der Welt, in der sie leben, bewußt; sie erkennen sich als Erlebende, entdecken sich als Teil einer Welt. Alles Begegnende ist dabei kontingent, je einmalig. Genauso ist das Erleben unvertretbar individuell. Deshalb ist jedes Leben und jedes Bewußtsein von Leben zwar vielen anderen ähnlich, aber keinem gleich. Unverwechselbarkeit und Unvertretbarkeit gewinnen im Lauf des Lebens immer mehr Gestalt: Identität.

Diese Entwicklung vollzieht jeder Mensch als »Einziger« und als »Einzelner unter vielen« zugleich. Anders gesagt: Sie ist nur möglich in der Welt, besonders in der sozialen Welt. Ohne sie könnten Bewußtsein und Identität nur rudimentär entstehen. Denn ohne soziale Einbettung könnte der einsame Mensch vielleicht Dinge mit Namen versehen – eine Sprache entwickeln kaum. Die Ausprägung von Bewußtsein und in dessen Gefolge von Identität aber bedarf der Sprache und der – nicht nur, aber vor allem – durch diese möglichen Kommunikation.

Im durch Kommunikation überhaupt erst entstehenden sozialen Raum gewinnt die grundlegende Spannung, in der Menschen immer stehen, neue Bedeutung und eine neue Form. Denn nun stehen die Individuen in ihrer Einzigkeit und die soziale Welt, zu der sie als Einzelne gehören, in einem kommunikativ sich vollziehenden, wechselseitigen Bedingungsverhältnis. Am deutlichsten wird das dort, wo das individuelle Selbstverständnis mit der Sicht der anderen auf dieses Individuum zusammentrifft. Die – selbst wieder konfliktreichen – Ansprüche auf Eigenstand und Zugehörigkeit auf seiten des Individuums stehen dem Bild gegenüber, das die anderen von jedem Individuum haben. Es wird nicht zuletzt kommuniziert durch die Ein- und Ausschlußmechanismen, über die soziale Gruppen an ihren Grenzen immer verfügen. Hier geht es, um mit T. Parsons zu sprechen, um die Aushandlung, Übernahme oder Ablehnung von sozialen Rollen. Diese Zugehörigkeits- und Fremdheitszuschreibungen von seiten des Individuums wie von seiten der sozialen Welt haben erheblichen, vielleicht sogar den entscheidenden Einfluß auf die wachsende und sich wandelnde Identität der Individuen. Wer ich bin, wird mir bewußt durch meine Interaktionen im sozialen Raum, der mir ein spezifisches und formulierbares Bewußtsein meiner selbst allererst ermöglicht.

Wie diese Prozesse ablaufen, welchen Regeln sie folgen, wie ihr Gelingen oder Scheitern definiert werden: Solche Fragen wurden und werden in Geschichten von Göttern und Helden, in Bildungsromanen

und (Auto-)Biographien bearbeitet. An wissenschaftlichen Theorien verschiedenster Disziplinen, die der Identitätsbildung auf die Spur zu kommen suchen, fehlt es wahrlich nicht. Erinnern möchte ich, da sie mein Denken wesentlich geprägt haben, an die Vorstellung des autonomen Subjekts, die spätestens mit Kant in den Mittelpunkt der Philosophie gerückt wurde und dort ihren umkämpften Platz bis heute hat; an die psychoanalytischen Einsichten in das hochkomplizierte Ineinander von bewußten und unbewußten Persönlichkeitsanteilen; an die wachsende Bedeutung soziologischer Untersuchungen, angefangen bei Durkheim und Weber; an die einflußreiche Theorie Eriksons, der die Herausforderungen, der sich Menschen auf dem Weg zu sich selbst und in die Gesellschaft zu stellen haben, benennt. Wenngleich seine Theorie aus heutiger Sicht in geradezu unerträglicher Weise vom Ideal des US-amerikanischen Bürgertums einschließlich seiner Geschlechter- und Rollen-Stereotypen geprägt ist, werden die von ihm gestellten Fragen nicht hinfällig. Verwiesen sei auch auf die aktuellen Debatten, geprägt nicht zuletzt von Foucault und Butler. Sie betonen nicht nur den konstruktivistischen Charakter aller Identitätszuschreibungen. Sie decken auch die Machtverhältnisse auf, die in jeder Identitätsbildung wirksam sind, und suchen sie einzuhegen. Ohne hier auf Einzelheiten dieser so wichtigen Theorien eingehen zu können, möchte ich auf ihrer Grundlage das Identitätsverständnis, das ich meinem Blick in die sozialen Medien zugrunde lege, benennen:

Jeder Mensch ist ein unverwechselbar Einziger und zugleich ein Einzelner in der unzähligen Menge anderer Einzelner, die den sozialen Raum kommunikativ konstituieren und beständig verändern. Deshalb steht jeder Mensch vor der Möglichkeit und Aufgabe, sich seiner selbst bewußt zu werden. Er hat sich – je neu – zu verorten in der sozialen Welt, die ihm genau zu dieser Bewußtwerdung die Mittel zur Verfügung stellt, damit aber nicht selten auch über ihn verfügen will. Individuelle Identität formt sich aus den Fragen, die sich der individuelle Mensch stellt, und den Antworten, die er auf sie gibt (das sogenannte »I«); nicht weniger aber auch aus den Fragen, die ihm gestellt, und den Antworten, die ihm gegeben werden (»me«). So fließend wie die eigene Identität sind die gelebten und die abgelehnten Zugehörigkeiten, die das Leben eines Menschen prägen. Zur Identität gehört nicht zuletzt der immer wieder neue Versuch, diese Identität für sich und andere bewußt zu machen und auszudrücken:

»Das Leben ist eine Geschichte. Man muß gut erzählen können, um gelebt zu haben«
(Elazar Benyoëtz).

3. Identität in sozialen Medien

Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß die genannten Aspekte der Identitätsfindung für junge Menschen der Gegenwart keine oder auch nur eine veränderte Rolle spielen. Verändert haben sich die Formen, in denen sie die Fragen bearbeiten und beantworten. Denn der digitale Raum ist ihr, mitunter ihr zentraler, Kommunikationsraum. Daß er auch Informationsraum, Plattform für Musik, Filme, (inter-)aktive Spiele, mittlerweile auch schulischer und universitärer Lehr-/Lernraum etc. ist, erhöht die Präsenzzeit der Nutzer im Internet erheblich, ist aber für meine Überlegungen eher zweitrangig.

Für den digitalen Kommunikationsraum gelten, wie für jeden Kommunikationsraum, die beiden oben entfalteten Grundbedingungen für die Suche nach Identität: Wer immer den Raum betritt, ist einerseits Teil dieses Raumes, steht ihm aber zugleich als ein »Einzig-er« gegenüber. Und auch in diesem Raum entwickelt sich Identität im Wechselspiel von »I« und »me«, von Selbst- und Fremdbild. Auf einige Formen dieses Wechselspiels möchte ich näher eingehen:

a) Selbstoptimierung und Bewertungsdruck

Für die Darstellung des Selbstbildes bieten die sozialen Medien geradezu unendliche Möglichkeiten. Als Nutzer kann ich sehr genau – und weit umfangreicher als in der persönlichen Begegnung in der analogen Welt – bestimmen, wie ich mich zeige. Fotos und Filme sind nahezu beliebig oft wiederholbar und digital manipulierbar, bis sie gut genug scheinen, in den digitalen Raum gestellt zu werden. Ich war schon oft bei Diskussionen über solche Bilder dabei und konnte beobachten, wie von zwei Bildern, zwischen denen ich keine Unterschiede mehr erkennen konnte, das eine bejubelt, das andere zerrissen wurde. Selbstverständlich überlegt auch, wer sich auf eine leibhaftige Begegnung vorbereitet, wie er oder sie sich dort zeigen, dafür kleiden, sich dort bewegen will. Doch planbar und bestimmbar wie bei der

Selbstdarstellung in sozialen Medien ist meine »Erscheinung« in der leibhaftigen Begegnung nicht.

Der möglicherweise langen Vorbereitung auf die Selbstdarstellung im Internet steht diametral entgegen die Geschwindigkeit, mit der wertende Rückmeldungen eintreffen können. Sofort kann der Streit um die Wertungen beginnen zwischen denen, die sich an ihr beteiligten. Die Betroffenen können diesen Streit kaum noch beeinflussen. Häufig wird darauf hingewiesen, daß gerade negative Bewertungen die Regeln der Alltagskommunikation massiv überschreiten, indem sie beleidigend, verletzend, entwürdigend ausfallen. Zu einem Abgleich von Selbst- und Fremdbild kann es unter diesen Bedingungen kaum kommen, zum nachhaltigen Verlust des Selbstwertgefühls dagegen leicht. Cybermobbing ist das dafür geprägte Schlagwort.

Diese Dynamik entwickelt sich umso stärker, je offener der Raum ist, in dem man sich zeigt. Es ist ein Unterschied, ob das eigene Bild nur einem sehr begrenzten Kreis von Vertrauten zugänglich gemacht wird oder weltweit zu sehen ist. Doch auch im ersten Fall gibt es keine vollkommene Sicherheit, daß mein Bild durch andere Nutzer in eine Öffentlichkeit gestellt wird, die ich selbst gemieden habe. In eine Öffentlichkeit, in der es im Extremfall »viral geht«, also millionenfach verbreitet wird.

b) Das digitale »Tagebuch«

Berühmt und berüchtigt sind die vor Jahrzehnten unausweichlichen »Dia-Nachmittage« nach Urlauben. Dabei mußten sich die Gäste immer wieder aufs Neue die Gattin des Fotografen vor beliebigen Sehenswürdigkeiten anschauen. Das allgegenwärtige Fotografieren hat im Zeitalter der Mobiltelefone mit Foto-Funktion nochmals rapide zugenommen. Und dabei vor allem die sogenannten »Selfies«. Anders als früher ist es nicht mehr aufwändig, sich auch selbst vor Sehenswürdigkeiten (zu denen durchaus das eigene Mittagessen gehören kann) zu fotografieren. Mehr noch: Es sind nur maximal zwei Fingerbewegungen, und schon ist das Bild bei allen, die es sehen oder auch nicht sehen wollen. So entstehen auf WhatsApp, Signal, im »Metaversum« kleinteilige Tagebücher. Wer sie anlegt, gibt anderen Einblick in das eigene Alltagsleben, zielt auf Mitleserinnen.

Der Gegensatz zum klassischen Tagebuch könnte größer nicht sein. Denn dessen wichtigste Eigenschaft war es, als geheim zu

gelten. In ihm wurden nicht nur die Tagesereignisse festgehalten, sondern auch bedacht, reflektiert, bewertet. Und selbst wenn das »Liebe Tagebuch...« als fiktiver Briefpartner erhalten mußte, waren die Tagebuchschreiber sich dessen bewußt, daß sie Zwiesprache mit sich selbst hielten. Diese Selbstreflexion war ein Weg, sich zu finden bzw. zu erfinden – Identität zu gewinnen. Im digitalen Tagebuch scheint sich dagegen die Selbstreflexion auf die Spiegelung des eigenen Gesichts im Display des Handys zu beschränken, Geheimhaltung ist gerade nicht das Ziel der versandten Bilder. Gewünscht ist die – möglichst anerkennende und rasche – Rückmeldung der Adressaten.

c) Geschwindigkeit

Ich erinnere mich an einen Abend, an dem die jugendliche Tochter unserer Gäste selbst für ihre Verhältnisse ungewöhnlich häufig ihr Handy benutzte. Auf Rückfrage erklärte sie, sie habe mit einer Gruppe von Freundinnen gewettet, daß es ihnen gelänge, sich bis Mitternacht gegenseitig tausend Nachrichten zu schicken. Das konnte nur bei hoher Frequenz und Geschwindigkeit gelingen. Wenn ich mich recht erinnere, erreichten sie ihr Ziel.

Geschwindigkeit ist das vielleicht auffälligste Spezifikum der digitalen Kommunikation. Damit sind nicht nur die wenigen Sekundenbruchteile gemeint, die für die technische Datenübermittlung benötigt werden. Wer sich per Wort oder Bild meldet, erwartet rasche, möglichst umgehende Rückmeldung. Das Sich-Zeigen und das Gesehenwerden, der Abgleich von »I« und »me«, sollen möglichst gleichzeitig erfolgen. Geschieht dies nicht, wird schon die Zumutung des Wartenmüssens mit – meist negativen oder ängstlichen – Deutungen versehen.

Geschwindigkeit verlangt Kürze. Am wenigsten Zeit kostet das schnelle Foto, das durchaus als punktueller »identity-marker« dient. Sprachnachrichten, vor allem aber Texte brauchen mehr Zeit. Um sie zu sparen, nutzt man neu erfundene Kürzel, läßt alles vermeintlich Verzichtbare weg. Manche der Nachrichten, die ich von Profis auf diesem Gebiet bekomme, sind so verkürzt, daß ich sie schlicht nicht mehr verstehe. Aber mir steht noch deutlich die Werbung eines Mobilfunkanbieters vor Augen, mit der er den neu eingerichteten SMS-Dienst einführte: Auf dem Plakat war neben dem Logo des Anbieters das damals noch sehr kleine Display des Telefons mit

einer SMS zu sehen: »Es ist aus, Schatz«. Mehr zu sagen schien wohl überflüssig.

d) Formwandel – oder mehr?

Leicht lassen sich die sehr eklektischen Beobachtungen, die ich geschildert habe, mit Hilfe der vorangegangenen theoretischen Überlegungen analysieren: Es geht stets um Kommunikation; und in dieser Kommunikation um die konfliktreiche Beziehung von Selbst- und Fremdwahrnehmung; um gewählte, aufgedrängte oder abgelehnte Zugehörigkeiten; um die Frage, wer und wie ich bin und sein will – als Individuum und als Teil sozialer Gruppen wie Systeme. Spätestens in dieser abstrakten Analyse wird deutlich, daß die auf den ersten Blick in ihrer Form so neu und anders anmutende digitale Welt inhaltlich den traditionellen Identitätsdiskursen auch überraschend nah ist. Ebenso will ich nicht ausblenden, daß die digitalen sozialen Medien auch sehr positive Wirkungen haben. Sie ermöglichen es Menschen, die sich scheuen, sich in der direkten Begegnung zu äußern und zu zeigen, in Kommunikation miteinander zu kommen. Sie geben Raum zu Experimenten: Ich kann digital unterschiedliche Rollen annehmen; kann ausprobieren, ob und wie sie mir passen – und welches Echo sie finden. Es ist leicht, kurze Zeichen von Verbundenheit zu verbreiten, mit denen Freundschaften lebendig gehalten werden. Sicher wären auch dieser Aufzählung viele weitere Beispiele hinzuzufügen. Ich lasse es bei dem Hinweis auf den scholastischen Grundsatz: *Abusus non tollit usum* – der (mögliche) Mißbrauch hebt den (möglichen) guten Gebrauch nicht auf.

Und doch stellen sich mir Fragen, sehe ich mögliche Probleme dieser Kommunikationsformen.

Meine erste Frage richtet sich an den offensichtlich hohen Druck, den die mögliche Hochgeschwindigkeit der digitalen Kommunikation erzeugt. Was schnell zu machen ist, soll auch möglichst schnell gemacht werden. Wenn zu diesem äußeren Druck das drängende individuelle Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Identität und Anerkennung kommt, besteht zumindest die Gefahr, nach der immer schnelleren positiven Rückmeldung zu jagen. Dann liegt es nahe, sich dabei, nicht mehr am eigenen Selbstverständnis zu orientieren, sondern ausschließlich an dem Bild, das andere von mir haben.

Eine solche Gefahr bestand auch in vordigitalen Zeiten, droht auch heute außerhalb des Internet. Die Psychologie, namentlich Jean Piaget, sah angesichts dieser Gefahr die Notwendigkeit, eine »Objektkonstanz« zu entwickeln. Damit bezeichnet er die schon vom Kleinkind auszubildende Fähigkeit, die Abwesenheit der Mutter zu ertragen. Dies ist dem Kind möglich, sobald sich das Bild der Mutter und ihrer Fürsorge in seinem Bewußtsein zu einem konstant verfügbaren Inhalt entwickelt hat. Solange diese Konstanz fehlt, wird das Kind auch auf kürzeste Abwesenheiten der Mutter mit Angst und Aggression reagieren. Auf die spätere Identitätsbildung und -darstellung angewandt: Der zur »Objektkonstanz« fähige Internet-User wird sein Selbstbild auch wahren können, wenn die unmittelbare Bestätigung ausbleibt; denn er wird das Vertrauen entwickelt haben, daß die anderen ihn auch dann wertschätzen, wenn sie es aktuell nicht ausdrücken. Solche Objektkonstanz kann vor der exzessiven Nutzung digitaler sozialer Medien schützen. Aufgrund der ihnen eingeschriebenen Hochgeschwindigkeit können diese Medien die Objektkonstanz aber vermutlich kaum stützen oder fördern.

Meine zweite Frage schließt unmittelbar an die erste an und nimmt die Bemerkungen zum von mir so genannten »digitalen Tagebuch« nochmals auf. Die dort von mir vorgenommene Unterscheidung zwischen der Selbstreflexion beim Schreiben des Tagebuchs und meinem Gesicht, das mir vom Display meines Mobiltelefons gespiegelt wird, steht für die so wichtige Unterscheidung von Bewußtsein und Selbstbewußtsein. Es ist mir bewußt, daß das Selfie, das mich aus dem Display anlächelt, ein Bild von mir ist. Genauso bewußt erkenne ich die mit mir zusammen Fotografierten auf dem Foto wieder. Mein Gegenstandsbewußtsein ist so weit entwickelt, daß es die Verbindung zwischen dem Gegenstand und dem Bild des Gegenstandes ziehen kann. Ein Selbstbewußtsein, in dem ein Mensch, über sich nachdenkend, sich seiner selbst als eines denkenden, fühlenden, handelnden Wesens bewußt wird, ist davon qualitativ unterschieden. Descartes hat diese Aufdeckung des Selbstbewußtseins eindrücklich beschrieben, Kierkegaard energisch dazu aufgerufen. Und beide stehen in der Tradition des Orakels von Delphi. Sowenig wir die Mittel und Worte zu solcher Erkenntnis hätten, wenn sie uns nicht von unserer sozialen Welt zur Verfügung gestellt würden, so sehr bleibt der Rückzug aus der Kommunikation mit anderen, bleiben Einsamkeit und Selbstbesinnung unverzichtbar, um mir meiner selbst bewußt zu werden. Dafür aber sind das »digitale Tagebuch« im besonderen

und die digitalen sozialen Medien im allgemeinen wohl nicht der rechte Ort.

Meine dritte Frage leitet über zu meinen abschließenden Gedanken, die an den Jubilar und Initiator dieses Symposions gerichtet sind. Noch einmal geht es um die Geschwindigkeit der digitalen Kommunikation, um ihren Beschleunigungs-Imperativ. Er führt, wie schon gesagt, zu einer radikalen Verkürzung der übermittelten Daten, zu Kurznachrichten, suggestiven Fotos, möglichst kurzen Abkürzungen und Wortneuschöpfungen. Längst hat sich diese Tendenz über die Belange und Interessen von Individuen, die sich im Netz austauschen, hinaus entwickelt. Schon Angela Merkel wurde mit ihrem »Regieren per SMS« zur Legende. Heute werden von Politikern Kondolenzbekundungen nach Katastrophen, parteipolitische Stellungnahmen und sogar Regierungsentscheidungen regelmäßig in die 280 Zeichen gepresst, die Twitter ihnen erlaubt. Im besten Fall werden auf diesem Weg markante Thesen öffentlich. Wofür immer der Platz fehlt, sind Argumente und Gründe. Doch gerade um Gründe sollte es auch gehen, wenn ich mich immer wieder neu zu entscheiden habe, wer ich sein und wie ich leben will.

4. Dietrich Böhler und die sozialen Medien

Wer »Dietrich Böhler« sagt, denkt an Diskurs. Haben beide – Dietrich Böhler und der Diskurs – Platz in der digitalen Welt?

Die digitalen Medien sind Kommunikationsmedien, und auch der Diskurs ist Kommunikation. So hat auch der Diskurs mittlerweile seinen Platz in den digitalen Medien. Das Spektrum reicht von der digitalen Zugänglichkeit von digitalisierten Büchern über glänzend recherchierte Informationen bis zu podcasts, blogs und ähnlichen Formaten, in denen höchst anspruchsvolle Themen präsentiert und Diskussionen geführt werden. Doch all diese durch Digitalisierung eröffneten Möglichkeiten sind hier nicht mein Thema.

Der von mir auf die sozialen digitalen Medien gerichtete Blick bringt mich rasch zu der Entdeckung, daß nicht jede Kommunikation ein Diskurs ist. Das hat Dietrich Böhler uns oft genug verdeutlicht. So fehlen den von mir betrachteten Kommunikationen alle für einen Diskurs wesentlichen Elemente: Thesen sind in ihm zu finden, Argumente fallen der gebotenen Kürze zum Opfer. Die Suche nach Anerkennung im Abgleich von Selbst- und Fremdbild ist ein zentrales

Anliegen der untersuchten Kommunikation, doch Zugehörigkeit wird häufig nur gefunden in extremer Abgrenzung von anderen Meinungen und Positionen. Die Forderung nach Verbindlichkeit droht zu verblassen hinter dem Postulat beständigen Wandels. Und Konsensfindung auch über die eigenen Grenzen hinaus wird oft nicht nur nicht erreicht, sondern gar nicht erst gesucht.

Spitzt man diese Probleme zu, bleibt nur ein trauriger oder auch empörter Abgesang auf das vielbeschworene Abendland und seine Diskurskultur. Das aber kann und darf nicht das Ziel meiner Überlegungen sein. Vielmehr sollte es darum gehen, uns auch auf neue Kommunikationsformen einzulassen und nach Möglichkeit mit allem, was den Diskurs und die Verantwortungsethik ausmacht, in ihnen präsent, das heißt mit ihnen in Kommunikation zu bleiben.

Mögliche Wege dorthin kann ich nur andeuten:

Es kann uns Philosophen nicht schaden, unsere Gedanken in Kürze und Prägnanz zu fassen. Das erhöht die Chance, in einer beschleunigten Welt Gehör oder lesende Aufmerksamkeit zu finden. Vielleicht haben wir ja die Möglichkeiten, in 280 Zeichen ein überzeugendes Argument zu formulieren, noch gar nicht entdeckt.

Zu unterstützen – und auch philosophisch zu begründen – sind die vielerorts schon keimenden Versuche, für die digitale Kommunikation Regeln und die zu deren Durchsetzung nötigen Strukturen zu etablieren. Mit ihnen sollte Freiheit nicht abgeschafft, sondern gesichert werden.

Und schließlich ginge es darum, entschleunigte Räume zu schaffen. Geschützte Umgebungen, in denen Menschen auf sich selbst aufmerksam werden, sich ihrer selbst bewußt werden können. Warum sollte es nicht möglich sein, die digitalen Medien so zu nutzen, daß sie uns aufgrund ihrer Geschwindigkeit Zeit schenken, statt sie zu rauben. Dazu bedürfte es nur des Widerstands gegen die Versuchung, sich von dieser Geschwindigkeit berauschen und mitreißen zu lassen; der entschiedenen Eingrenzung der digitalen Kommunikation, um die gewonnene Zeit zum ernsthaften Nachdenken und verantwortungsvollen Handeln zu nutzen, das dann gern wieder digital verbreitet werden kann. Wenn das gelingt, werden auch künftige Generationen ihre Identität in Kommunikation und Reflexion ausbilden können. Zu ihr wird es dann auch gehören, die eigene Verantwortung zu erkennen und zu übernehmen – nicht zuletzt im digitalen Raum und für ihn.

Diese – fast Habermas'sche – Übersetzungsarbeit müssen Sie, Herr Böhler, nicht mehr auf sich nehmen. Das ist unsere Aufgabe:

die Aufgabe von uns hier anwesenden etwas Jüngeren, die viel von Ihnen gelernt haben, was es anzuwenden und zu übersetzen gilt; und die Aufgabe der wirklich Jüngeren, die wir hoffentlich dafür gewinnen können.

Ad multos annos!

Zugrundeliegende Literatur:

Dietrich Böhler, *Verbindlichkeit aus dem Diskurs. Denken und Handeln nach der sprachpragmatischen Wende*, Freiburg/München 2013.

Martin Buber, »Ich und Du«, in: ders., *Das dialogische Prinzip*, Darmstadt ⁵1984, S. 7–136.

Judith Butler, *Kritik der ethischen Gewalt*, erw. Ausgabe, Frankfurt 2007. Darin besonders: »Das ›Ich‹ und das ›Du‹«, S. 90–112.

Erik H. Erikson, »Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit«, in: ders., *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt 1973, S. 55–122.

Michel Foucault, *Analytik der Macht*, Frankfurt 2005. Darin besonders: »Subjekt und Macht«, S. 240–263.

Jan Arendt Fuhse, *Soziale Netzwerke: Konzepte und Forschungsmethoden*, 2., überarb. Aufl., Konstanz/München 2018.

Dieter Henrich, »Das Selbstbewußtsein und seine Selbstdeutungen«, in: ders., *Fluchtlinien*, Frankfurt 1982, S. 99–124.

Sören Kierkegaard, »Entweder/Oder«, II/2, in: ders., *Gesammelte Werke*, hg. von E. Hirsch und H. Gerdes, 2. Abt., 2. Aufl., Gütersloh 1987.

Bernadette Kneidinger-Müller, »Identitätsbildung in sozialen Medien«, in: J.-H. Schmidt u. M. Taddiken (Hg.), *Handbuch soziale Medien*, Berlin/Heidelberg 2022, S. 1–22. Abrufbar unter: https://doi.org/10.1007/978-3-658-03895-3_4-2 (letzter Abruf 11.12.22).

Emmanuel Lévinas, *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zu Phänomenologie und Sozialphilosophie*, Freiburg/München ³1992.

Niklas Luhmann, *Macht*, Stuttgart ³2003.

Talcott Parsons, »Der Stellenwert des Identitätsbegriffs in der allgemeinen Handlungstheorie«, in: R. Döbert u.a. (Hg.), *Entwicklung des Ich*, Königstein 1980; S. 68–88.

Clarissa Schär, »Subjekte photographieren: Eine subjekt(-ivierungs)- und körperleibtheoretische Perspektivierung jugendlicher Selbstdarstellungen in digitalen sozialen Netzwerken«, in: Zurich Open Repository and Archive 2012, <https://doi.org/10.14361/9783839439081-008> (letzter Abruf: 11.12.2022).

2.3.1. Diskussion

Alfons Matheis: Herr Bongardt, Sie haben jetzt gerade eine riesige Aufgabe gestellt. Sie haben kurz gesprochen vom Abgesang des Abendlandes. Ich würde nicht soweit gehen, daß wir jetzt das ganze Abendland verabschieden müssen, aber wir müssen uns tatsächlich die Frage stellen – Schein und Sein ist ja eigentlich die platonische Unterscheidung –: Ist das, was Platon im Höhlengleichnis darstellt, daß wir Höhlenbewohner sind, und gegenüber ist die Höhlenwand, ist das modern gesprochen der Screen? Und wir müssen jetzt versuchen, die platonischen Fragen, nämlich die Frage der Wahrheit, das Unterscheiden von Schein und Sein, neu zu beantworten, und zwar vor dem Hintergrund dieser neuen Technologien.

Claus Altmayer: Ich möchte mich auf zwei Dinge konzentrieren, die irgendwie zusammenhängen. Das eine ist mehr auf der theoretischen Ebene: ich würde mich eher zu der Fraktion zählen, die sagen, den Begriff der Identität müssen wir eigentlich in die Tonne treten, er ist nicht mehr wirklich brauchbar; ich würde aber sagen, irgendeine Verbindung und Zugehörigkeit, da kann es hingehen. Ich würde aber vielleicht ein bißchen stärker den Focus darauf setzen, daß, wenn wir von Identität sprechen wollen, daß es dann um einen kommunikativen Aushandlungsprozeß geht, der auch diskursiv stattfindet – allerdings diskursiv hier nicht im Sinne von Böhler oder Habermas, sondern eher im Sinn von Foucault, da in Aushandlungsprozessen auch Macht eine Rolle spielt.

Der zweite Punkt ist mir auch persönlich besonders wichtig, den Sie aber nur angedeutet haben: In meinem persönlichen privaten und auch in meinem beruflichen Umfeld mache ich die Beobachtung, daß die Zahl der psychischen Erkrankungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den letzten Jahren dramatisch angestiegen ist. Ich glaube, daß die Statistiken der Krankenkassen das auch bestätigen. Und da sehe ich einen Zusammenhang.

Also die Frage: Wie wird Identität ausgehandelt, welche Rolle spielen dabei Aushandlungsprozesse, welche Rolle spielen da soziale Machtprozesse? Und welche Rolle spielt es – Beispiel Facebook –, daß dadurch ja ein enormer sozialer Druck entsteht, mich permanent sichtbar zu machen und mich permanent, in jeder Sekunde meines Lebens, der Kritik anderer auszusetzen, die dann so abläuft, daß man einen »Daumen runter« bekommt, daß man nicht genügend

Zahlen an »Likes« bekommt oder wie auch immer? Ich erlebe bei meinen Kindern, was das für Folgen hat, und ich glaube, daß wir noch nicht so genau wissen, worauf wir uns da einlassen. Und darum würde ich das, was Sie zum Schluß gesagt haben, noch einmal ein bißchen verstärken.

Ich glaube, wir müssen als Wissenschaftler, aber auch als politisch denkende Menschen, diesen Diskurs führen. Wir können uns nicht dem aussetzen, was uns von diesen digitalen Unternehmen aufs Auge gedrückt wird. Das, glaube ich, ist dann auch wiederum eine Aufgabe der Diskursethik: da wirklich sehr viel deutlicher hinzusehen, was hier passiert und welcher Art von gesellschaftlicher Aushandlung und gesellschaftlichem Druck wir unsere Kinder aussetzen. Ich glaube, das haben wir bisher noch gar nicht so richtig verstanden.

Michael Bongardt: Vielleicht nur eine ganz kurze Bemerkung dazu. Für mich bestätigt der massive Anstieg psychischer Erkrankungen gerade auch bei Kindern und Jugendlichen während der Corona-Pandemie genau das, was Sie sagen. Denn in der Zeit waren sie fast ausschließlich auf diese sozialen Medien angewiesen; sie hatte den Alltagskontakt, der da einiges auch wieder abbremst und in andere Form bringt, unmöglich gemacht, und das bestätigt Ihre These, die ich auch voll unterstützen würde.

Wolfgang Klein: Ich wollte gern an diesen Aspekt anschließen. Ich vertrete die evangelische Kirche z. B. im Medienrat der Landesmedienanstalt im Saarland. Wir haben einen Ausschuß Medienethik, und unser Schwerpunktthema war letztes Jahr die Frage der Bedeutung der Influencer und Influencerinnen für das weibliche Rollenbild. Die Rückkoppelung auf das vorhandene Frauenbild bei jungen Frauen und Mädchen, von der Sie sprachen, war für uns ein wichtiges Schwerpunktthema der Medienethik. Und ich denke, da müssen wir auch ein gutes Stück weiterkommen. Es geht in sozialen Medien heutzutage nicht nur um »Hate Speech« oder Fake News, es geht eben auch um die Frage des Einflusses und der ethischen Kommunikation über Rollenbilder, die da vermittelt werden – und dann noch mit dem Hintergrund der Werbung.

Alfons Matheis: Wenn ich Sie recht verstanden habe, ist das die Frage nach der Gestaltbarkeit dieser Medien, ähnlich wie das, was Claus Altmayer gefragt hat.

Wolfgang Klein: Es geht nicht nur um die Gestaltbarkeit, sondern auch um die Sanktionen. Wir haben ja ein Instrumentarium der Sanktionierung bei den Medienanstalten. Wir haben jetzt im ersten Halbjahr 2022 fünftausend Programmbeschwerden von Hörerinnen und Hörern, von Fernsehzuschauerinnen und -zuschauern und von Nutzern, Usern der sozialen Medien. Von diesen fünftausend, die bei uns eingelaufen sind – das sind zwanzig Prozent mehr als im letzten Jahr –, ist ungefähr ein Fünftel den Öffentlich-Rechtlichen zuzuschreiben. Wir müssen das dann weiterleiten an die ARD. Der Rest verteilt sich nochmal zu zwei Dritteln auf die sogenannten privaten Rundfunk- und Fernsehanstalten und ihre Programmgestaltung, und dann kommt das, was in den sozialen Medien abgeht.

Michael Bongardt: Also, es ist schlimm, das jetzt in diesem Kontext zu erwähnen, aber ich glaube, daß das, was gerade in den letzten Monaten im Blick auf diese fürchterliche Kinderpornographie hochgekommen ist, einen sehr breiten Gesinnungswandel herbeiführen könnte: daß nämlich an dem Punkt eindeutig klar wird, daß wir Regulierung brauchen. Das wäre immerhin ein positiver Aspekt einer ganz fürchterlichen Sache, der das Bewußtsein dafür weckt, daß es so nicht weitergehen kann. Das könnte dadurch etwas mehr Zustimmung finden.

Friedrich Petrowski: Ich würde gern auf einen anderen wichtigen Punkt hinweisen, den Sie formuliert haben. Was wir jetzt besprechen, ist ja wieder, wie wir uns dagegen wehren. Meine Frage betrifft die andere Seite, die Sie beschrieben haben, nämlich ein Modell der Entschleunigung. Ich sehe ganz positive Anzeichen, einerseits in der Literatur – es gibt da ja schon seit langem die »Langsamkeit des Seins« und all so etwas – und andererseits in einer Kehrtwende von jungen Leuten, die sich dazu entscheiden, ihre Arbeitszeit einzukürzen, mehr Zeit für etwas anderes zu haben. Also für mich wäre eigentlich die Frage: Wie ist das zu unterstützen?

Michael Bongardt: Das können wir nur mit denen, die sich in den sozialen Medien auskennen und darin unterwegs sind, also müssen wir da auch den Kontakt halten und suchen und nach Wegen suchen. Es gibt ja auch Initiativen, die in diese Richtung gehen. Die müssen gestärkt werden.

Bernadette Herrmann: Ich möchte noch einmal auf das Thema Identität zurückkommen und mich doch sehr dafür einsetzen, daß es eine Ich-Identität sowohl in die, sagen wir, Breite – also hinsichtlich der verschiedenen Rollen, die wir einnehmen und der verschiedenen Kontexte, in denen wir uns bewegen –, als auch in zeitlicher Hinsicht gibt.

Sie haben ein schönes Gedicht über das Geschichten-Erzählen zitiert. Ich kann meine eigene Geschichte, auch über die verschiedenen Gruppen, denen ich angehört habe, erzählen, von meiner Geburt über alles mögliche, was ich in bestimmten Gruppenzugehörigkeiten erlebt habe; ich kann bestimmte Veränderungen von mir erklären. Ich kann auch Dinge erzählen, die mir zugestoßen sind oder für die ich mich schäme, die ich vielleicht lieber aus meinem Leben streichen würde, deren Herausforderung ich mich aber gestellt habe und an denen ich gewachsen bin. Jedenfalls gibt es einen Strang, den ich erzählen kann. Ich kann mich zu mir selbst in verschiedenen Lebensphasen und verschiedenen Kontexten verhalten, Gründe für meine Handlungen angeben oder mein Verhalten mir und anderen doch zumindest im nachhinein erklären – eine Voraussetzung auch für Verantwortungsübernahme und überhaupt für Diskursteilnahme, dafür, daß mich andere ansprechen und beim Wort nehmen können.

Und ich glaube, ein Problem der heutigen Zeit, insbesondere der bei Jugendlichen beliebten sozialen Medien, die der Selbstdarstellung dienen, ist die Fixierung auf die Bildlichkeit und auch dieser schnelle Wechsel der Bilder. Da gibt es eigentlich gar keine Möglichkeit mehr, sich eine reale, lange Geschichte zu erzählen. Diese ist ja auch an Sprachlichkeit, zum Teil an Schriftlichkeit gebunden – zumindest muß man einen Diskurs mit sich selbst führen, auch wenn er jetzt nicht niedergeschrieben wird. Ich fürchte, daß die Fixierung auf schnell wechselnde fragmentarische Bilder, auf Äußerlichkeiten, bei mangelnder diskursiver Vermittlung die *Identitätsbildung* und *-bewahrung* erschwert.

Alfons Matheis: Dürfte ich daran gleich anschließen, Herr Bongardt? Sie hatten das Beispiel mit der Eisenbahn gebracht, da ging es auch um Geschwindigkeit. Wir haben heute aber kein Problem mehr damit. Vielleicht können Sie das mit einbeziehen in die Frage, die Bernadette Böhler-Herrmann gestellt hat. Wir brauchen mehr Zeit, um unsere Geschichten zu erzählen und um unsere Identität zu entfalten, darzustellen.

Aber es gab noch eine Wortmeldung.

Wolfgang Korb: Was mir ein wenig in dem sehr guten Vortrag zu kurz kam, war die Identität von Künstlern und Komponisten, die ja eine ganz eigene Fragestellung ist. Sie suchen nicht so sehr ihre soziale Identität, sondern sie suchen nach ihrer künstlerischen Identität. Ich habe natürlich im Rahmen meiner Sendungen viele Gespräche mit Komponisten geführt. Eines dieser Gespräche dreht sich interessanterweise genau darum. Es war ein Auftrag über die Identität des Komponisten. Und natürlich ist das eine ständige Auseinandersetzung. Jeder Komponist setzt sich mit der Tradition auseinander und mit dem, was um ihn herum geschieht. Aber das ist nicht immer eine ganz bewußte Abgrenzung oder ein direkter Dialog mit einem Kollegen oder anderen Künstler, sondern es ist die von Phantasie und Kreativität geprägte Suche nach einer eigenen Sprache, nach einem eigenen Ausdruck, eben nach einer eigenen künstlerischen Identität. Ob diese dann zusammenpaßt mit der sozialen Identität, ist wieder eine andere Frage. Das haben wir ja in der Geschichte der Kunst sehr oft, daß die soziale Identität verheerend war, die künstlerische Identität aber beachtlich. Leider gibt es mehrere solcher Fälle in der Geschichte...

Dietrich Böhler: Die künstlerische Identität ist ein Fall der Diskursidentität. Künstler, die eine eigene Sprache suchen, sind gerade darin Diskurspartner, Partner im künstlerischen Diskurs.

Doch ich bitte den Chairman: Erlauben Sie dem Quasi-Geburtskind eine diskursphilosophische Nachbemerkung sowohl zu Claus Altmayer als auch zu Ihrer Themenstellung, Herr Bongardt, zum Problem der Identitätsbildung und -bewahrung. Deren »diskursive Vermittlung«, die Bernadette Herrmann postulierte, gehört meines Erachtens zu dem von mir herausgearbeiteten »Apriori des Begleitdiskurses«. Ohne Begleitdiskurs keine Identität meiner selbst als Diskurspartner.

Und, lieber Claus Altmayer, ohne Argumente mit Prüfung der Geltungsansprüche – also ganz im Sinne des kritischen Diskursbegriffs der Diskursethik – gibt es überhaupt keine nachvollziehbaren Sinnzusammenhänger und keine Kommunikationsteilnehmer, die ich als Gegenüber, als Partner ansprechen oder als Gegner annehmen könnte. Denn ohne meine/deine Geltungsansprüche für das, was ich oder du gesagt oder getan habe bzw. hast und was daher meine/deine

ganz unverhandelbare Identität *als* Diskurspartner ausmacht, der für die eigene Handlung/Rede muß geradestehen können (gegenüber dem anderen bzw. der gegebenen Kommunikationsgemeinschaft und letztlich dem Diskursuniversum), ist keine Interaktion möglich.

Vergessen wir unsere eigenen Geltungsansprüche nicht: Ohne meine/deine Ich-Identität, wie Bernadette Herrmann meinte, keine Interaktion mit realen Menschen, die ich beim Wort nehmen kann, sondern allenfalls Gespenster. Und ohne meine/deine erworbene Identität als Diskurspartner, der mit Anspruch auf Geltung etwas behauptet oder erfragt oder tun will usw., auch keine Verantwortung, ja keine sinnvolle, faßbare Rede.

Maritta Strasser: Ich meine, wir sollten über der berechtigten Beachtung der Gefahren der sozialen Medien auch deren demokratisches Potential nicht vergessen. Wir profitieren jetzt z. B. bei dem Überfall auf die Ukraine von vielen Faktenchecks, die aus bürgerschaftlichem Engagement über die sozialen Medien zur Verfügung gestellt werden von Menschen, die Satellitenbilder analysieren und so z. B. die Greueltaten in Butscha belegt haben. Das ist ein Beispiel.

Es gibt andere Beispiele für die Nutzung digitaler Instrumente, um auch demokratischem Willen, der durch Parteien oder Koalitionen ausgeblendet wird, irgendwie wieder mehr Stimme, mehr Kraft zu verleihen. Und der große Vorteil gegenüber den klassischen Medien wie Fernsehen oder Zeitung, die – bis auf die Ausnahme Leserbrief oder online-Kommentar -nur einen Weg kannten, besteht darin, daß jetzt auch der Rückkanal da ist. Da ist dann natürlich auch ein demokratisches Potential, welches aber – da würde ich in jedem Fall zustimmen – Regeln braucht. Und Mißbrauchsdarstellungen oder Darstellungen sexualisierter Gewalt sind eine schlimme Verletzung dieser Regeln. (Ein Wort wie Kinderschändung sollte man übrigens niemals benutzen, da die Schande beim Täter liegt und nicht beim Opfer). Aber auch andere Formen verbaler Gewalt sind leider in den sozialen Medien allgegenwärtig.

Und dann kommt noch die ganze Frage dazu, wem eigentlich das, was da an Kreativität, an Äußerungen, zum Teil auch an Werken geschaffen wird, gehört. Die Realität ist ja, daß viel Zeit und Energie von Menschen da hineingesteckt wird, denen dann ein paar private Konzerne ihr Eigentum verwehren. In diesem Kontext müssen wir auch politisch Nachfragen stellen.

Michael Bongardt: Ganz vielen Dank, das sind alles Anregungen, die wichtig sind. Die Lösung, wie damit umzugehen ist, kann ich Ihnen nicht bieten. Ich hoffe, daß deutlich geworden ist, daß mir sehr viel daran liegt, damit produktiv umzugehen, also auch, wo Sie noch einmal die Chancen genannt haben, das jetzt nicht einfach abzutun und zu sagen: »nach uns die Sintflut der digitalen Welt«, sondern zu sehen, wie Übersetzung möglich ist.

Ich möchte noch mit drei ganz anderen Dingen enden. Ich habe in Vorbereitung nicht nur Fachliteratur gelesen, sondern möchte einen im Moment recht positiv besprochenen Roman empfehlen von Julia von Lucadou, einer Filmwissenschaftlerin: »Tick Tack« heißt das Buch. Es ist ein Roman, der genau in dieser digitalen Welt spielt, am Ende zum Krimi wird. Es ist nicht einfach, ihn zu lesen, also etwa zwanzig Prozent habe ich nicht verstanden, weil es irgendwelche Wörter waren, die typisch für solche Twitter-Protokolle sind. Aber wenn Sie es sich antun wollen, ist der Roman, weil auch mit satirischem Witz geschrieben, empfehlenswert.

Dann komme ich noch einmal zu Ihnen, Herr Böhler. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, Ihnen hier zu danken für unsere ja auch nun schon über zwanzigjährige Zusammenarbeit mit Hans Jonas und allem, was dazugehört. Ohne Sie wäre Hans Jonas mir nicht so wichtig geworden, wie er mittlerweile ist, und Sie haben damit ja auch durchaus biographisch etwas schwierige Situationen von mir aufgefangen in selbstverständlicher Solidarität. Dafür möchte ich Ihnen sehr danken.

Ich möchte noch darauf hinweisen, daß es mit Jonas weitergeht. Wir haben – auch mit starker Unterstützung des Hans Jonas-Zentrums – im vergangenen Jahr ein Handbuch zu Hans Jonas herausgegeben, im Metzler Verlag erschienen. Diese Woche schickte mir eine Freundin, die gerade einen Forschungsaufenthalt in Stockholm hat, ein Foto aus der schwedischen Nationalbibliothek, wo dieses Buch ausgestellt im Regal steckt. Das ist ja schon einmal etwas.

Dietrich Böhler: Ich danke Ihnen ganz herzlich, Herr Bongardt, für diesen großartigen Vortrag. Ich würde natürlich gern noch einiges mit Ihnen diskutieren, vielleicht vor allem über die verlorengelohende Dialektik von Geschichte und Zukunft. Wir können Geschichte nur erleben und erzählen im Vorgriff auf Zukunft, von einem zukünftigen Aspekt her, behaupte ich; und andererseits verstehen wir Zukunft

immer nur auf der Basis unserer Geschichte. Und wenn diese Dialektik verlorengeht, dann gute Nacht.

Im weiteren Verlauf der Tagung wurde das Thema Identität und Digitalisierung nochmals aufgegriffen und dann insbesondere als Aufgabe der Diskursethik diskutiert:

Alfons Matheis: Ich habe eine Frage an uns alle hier als Diskursteilnehmer. Schon heute morgen bei dem Vortrag von Michael Bongardt ist angekommen, daß wir tatsächlich jetzt im Bereich Medien alte platonischen Fragen noch einmal aufgreifen müssen: Was ist Wahrheit? Wie unterscheiden wir wahre Informationen von Fake News? usw. Das ist ja eigentlich ein ganz klassisches Thema, wie auch die Frage: Wie kommen wir von Meinungen, von Statements, zu Wissen? Daß wir das alles neu formulieren müssen, ist die Aufgabe. Auch was in der Aufklärung diskutiert worden ist, müssen wir neu ausbuchstabieren. Diese Aufgabe steht für uns alle als Staatsbürger oder als Kursteilnehmer an, und das ist eine Herausforderung.

Ich denke, im Bereich Medien wird es deutlich, auch im Bereich Medizin, daß aufgrund der Herausforderungen der neuen Technologien die alten abendländischen Antworten tatsächlich nicht mehr selbstverständlich sind. Sie sind zum Teil auch nicht mehr verständlich. Also meine Studenten fragen mich manchmal: »Sie machen doch Philosophie. Was ist denn Wahrheit eigentlich?« Mir ist noch keine schnelle Antwort eingefallen. Natürlich kann ich sagen, daß Gunnar Skirbekk etwas über Wahrheitstheorien geschrieben hat, daß es viele Wahrheitstheorien gibt. Dann kommt die Frage: »Ja, Herr Matheis, gibt es denn viele Wahrheiten?«

Oder wir reden, was ja gerade in der Diskursethik diskutiert worden ist, über Vernunft. Ich arbeite in einem ingenieurwissenschaftlichen Fachbereich. Meine Kollegen, die Ingenieure, beanspruchen natürlich auch für sich, daß sie Vernunft anwenden. Das ist ein ganz schwieriger Diskurs zu sagen, daß das ein Teil der Vernunft ist, nämlich Zweckrationalität: »Ihr habt eine bestimmte Zielvorgabe und überlegt euch geeignete Mittel, um diese Ziele zu erreichen. Aber es gibt auch noch so etwas wie praktische Vernunft.

Außerdem müssen wir noch überlegen, ob es auch so etwas wie ästhetische Vernunft gibt. Also nehmen wir z. B. in der Ökologiediskussion die Windräder. Es gibt sehr, sehr viele Bürgerinitiativen, die sich aus ästhetischen Gründen gegen diese regenerative Energiequelle

wehren, weil sie sagen, daß dadurch die Landschaft verunstaltet wird. Das ist ein ästhetisches Argument. Wie gehen wir damit um in dem politischen Diskurs über die Frage, wie wir den Energiebedarf unserer Gesellschaft decken sollen? Und wir als diejenigen, die sagen, daß Diskursethik eine wichtige – auch politische, nicht nur elfenbein-philosophische Theorie ist, die im Denken orientiert, müssen uns wirklich Gedanken machen, wie wir uns in diese gesellschaftlichen Diskurse mit einklinken können.

Eva Schwickert: Das wird alles in der Schule schon behandelt. Nachdem ich bei Dietrich Böhler promoviert worden war, habe ich sechs Jahre als Assistentin von Wolf-Dieter Narr am Otto-Suhr-Institut in Berlin gearbeitet. Dabei mußte ich mitansehen, wie das sogenannte OSI, Kaderschmiede der einstigen Achtundsechziger, von oben abgewickelt und ganz neu besetzt wurde. Nach dem OSI bin ich in den Schuldienst gegangen und unterrichte jetzt seit zwanzig Jahren an der Schule, im Gymnasium in Wannsee, Geschichte, Ethik, Philosophie, Politik, Religion, Sport, alles mögliche. Und einige der Fragen, die wir hier thematisiert haben, sind fast schon Standardfragen im Curriculum der Schulen: sowohl Digitalisierung als auch Medienbildung – also ich behandle jetzt z. B. in einem Leistungskurs Politik »Strukturwandel der Öffentlichkeit unter Bedingungen der Digitalisierung«. Wir haben einen Kurs »Philosophie und Digitalisierung«. Wir haben Fortbildungen zu Fake News und wie man sie unterscheiden kann von echten Nachrichten usw. Das sind Themen, die nicht neu erfunden werden müssen, sie müssen nur jeweils neu ausbuchstabiert werden, aber wir sind da sozusagen schon dran. Auch Identitätspolitik wird in der Schule schon behandelt.

Alfons Matheis: Deine Schüler haben Glück. Also ich arbeite im Umweltcampus, einer kleinen Hochschule, die eigens gegründet worden ist, um auf die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts wissenschaftlich abgesicherte Antworten zu finden. Und meine Studierenden – einige sind auch bei »Fridays for Future«, so wie ich und einige Kollegen bei »Scientists for Future« – fragen mich: »Herr Matheis, wie würden Sie, was die Leute von »Ende Gelände« oder von »Extinction Rebellion« usw. tun, ethisch beurteilen? Welche Mittel sind denn um des guten Zwecks willen – und Überleben ist ja ein sehr guter Zweck – erlaubt? Es finden also sehr spannende Gespräche statt.

Claus Altmayer: Ich würde gerne eine etwas weniger optimistische Perspektive ins Spiel bringen. Ich bin an einer großen, relativ stark geisteswissenschaftlich orientierten Universität, nebenbei die zweit-älteste in Deutschland, und ich erlebe auch, teilweise gerade unter den Studierenden, komplett andere Diskurse, und zwar identitätspolitische Diskurse, wie ich sie mal nennen möchte. Und da wird auch der Begriff »Diskurs« komplett anders verstanden. Ich habe das vorhin ja schon einmal angedeutet: Bei Diskurs geht es hier um Machtfragen, um die Frage, wer spricht, wer sprechen darf und wer nicht. Da werden dann auch so aktuelle Dinge verhandelt wie feministische Fragen. Da werden wir als »alte weiße Männer« abqualifiziert, die gefälligst die Klappe zu halten haben, um es einmal ganz kraß auszudrücken. Das hat mit Diskursethik gar nichts mehr zu tun, sondern da wird es sowohl als eine politische als auch theoretische Position verstanden, daß es im Diskurs eigentlich nur darum geht, Macht auszuüben – Foucault – und die eigene Sicht der Dinge in dem Diskurs zu positionieren und möglichst durchzusetzen. Ende Gelände. Da geht es nicht mehr um Verantwortung, da geht es nicht mehr um ethische Fragen, sondern um Macht. Und ich glaube, daß wir bisher noch nicht so wirklich Strategien gefunden haben, mit diesen Dingen umzugehen. Man muß das ernstnehmen.

Alfons Matheis: Da sind wir auch wieder beim Ukraine-Thema: Wie gehen wir mit Gewalt um? Wie differenzieren wir Macht von Gewalt? Und wie kann man sich in einem Notfall wie jetzt gegen gewalttätige Regime zur Wehr setzen?